

# Allerlei

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1935)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Scherzausdrücke für sterben, die sich das Volk erlaubt. — Aus der fast verwirrenden sachlichen Fülle, in der wir dem Wort Spiz begegnen, seien hier nur jene Spizen erwähnt, mit denen das Luzus liebende 17. Jahrhundert prunkte, und die allen strengen Sittenmandaten zum Trotz bis in die jüngste Gegenwart beim Frauenzimmer zu Stadt und Land ein geschätzter Artikel waren. Im st. gallischen Wartau sagt man von einem scharfen Kritiker in unmißverständlichem Wortspiel: „Er het Spiz feil.“ Man hört auch sonst, daß die Bewohner unserer Ostmark, wo die berühmten Stickerien und Spizen gewirkt werden, nicht ungerne dem lieben Nächsten mit einem fein gedrechelten „Spiz“ (für verletzende, höhnische Äußerung) aufwarten. Die Fügung „Ein en Spiz ge“ ist zu Hause in Appenzell, St. Gallen, Thurgau und Zürich (Oberland). Um gerecht zu sein, müssen wir allerdings erwähnen, daß diesem geschlossenen Gebiet, wo Spiz in der Bedeutung Stichelwort vorkommt, ein ebenso einheitliches gegenübersteht, wo ein gleichbedeutendes Späh und das zugehörige Tätigkeitswort spähe herrschen: Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Bern (Ringgenberg und bei Gotthelf). — Wenn wir's nicht schon wüßten, so könnten wir es hier erfahren, wie bescheiden, ja geringschätzig das Volk oft von seiner eigenen Sprache denkt. Natürlich geht man in der vielsprachigen Schweiz nicht achtlos an der Mannigfaltigkeit der Mundarten vorüber. Das beweisen Feststellungen wie: Er ist en Appenzeller, me fennt en a der Sprooch; a der Sprooch a isch er e Glarner. Man vergleicht und wertet diese Sprachen auch, nicht selten zu Ungunsten der eigenen. „D Inner-schwyzer hei e schööni Sprooch“, findet ein Basellandschäftler. Die Pommater bezeichnen ihre Mundart als „leidi Spraach“. Nicht zu überbieten ist aber das sprachliche Minderwertigkeitsgefühl dort, wo man in die Fremde, natürlich ins Welschland, gehen muß „go d Spraach ler(n)e“ (so besonders in Bern, aber auch in Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Schaffhausen und anderwärts). Französisch ist einfach „d Spraach“. Eine köstliche Stelle bei Gotthelf beleuchtet diesen eigenartigen, ein bißchen betrüblichen deutschschweizerischen Standpunkt: Ein Bursche kommt zum Herrn Pfarrer und bittet um seinen Heimatschein; er wolle „ga d Spraach leere“. Der Pfarrer, verwundert, sucht ihm begreiflich zu machen, daß er doch sprechen könne, und daß seine Rede doch auch eine Sprache sei. Das ist dem Burschen etwas Neues; er hat nicht gewußt, „daß das, wo me redt, o ne Spraach sig... I ha geng nume vo eire ghöört, vom Wälsch“. Und fürwahr, wie könnte einer auch Anspruch auf Bildung machen, wenn er „d Spraach nit cha“, nicht Französisch spricht? Zu welchem Gipfel der Kultur schaut da das Volk der Hirten sehnsüchtig auf! W. Cl.

### Allerlei.

**Karriere.** (Aus dem Nebelspalter.) Redaktor Eschümperli besorgte die Schriftleitung des dreimal wöchentlich erscheinenden „Himmelberger Anzeigers“ schlecht und recht und wäre wahrscheinlich bis zu seinem seligen Ende in dieser Stellung geblieben, wenn er nicht eines Tages einen Einfall gehabt hätte. Nicht daß er über die verschiedenen „Fronten“ losgezogen oder über die „Freigeldbewegung“ gewettert hätte. Nein. Er änderte einfach seine Schreibweise.

Was er früher als verfehltes Vorgehen einer Partei getadelt hatte, nannte er heute „deroutierte Taktik“, eine vorzügliche Wiedergabe bezeichnete er in Zukunft als

„stupende Interpretation“, statt „Gleichhaltung“ wandte er das Wort „Homogenität des Denkens“ an, warf mit „totalitärem Staat“ und „vitalem Interesse“ um sich und umschrieb einen magern Vergleich mit „adäquatem Kompromiß“.

Heute ist Eschümperli Inlandredaktor an einem führenden Blatte, Mitglied des Nationalrates und soll demnächst den „doctor honoris causa“ einer schweizerischen Universität erhalten.

**Wissenschaftlich, nicht zu volkstümlich!** In der Dezembernummer 1933 des „Kosmos“ ist folgendes zu lesen: Ein dem Einsender befreundeter Arzt reichte der Schriftleitung einer bekannten wissenschaftlichen ärztlichen Zeitschrift vor nicht gar langer Zeit einen Aufsatz ein, erhielt ihn aber zurück mit dem Bemerkten, er habe den wissenschaftlichen Ton nicht so recht getroffen, der Aufsatz sei zu volkstümlich abgefaßt. Also ersetzte er wo immer es ging, die deutschen Ausdrücke durch Fremdwörter und reichte die sonst unveränderte Arbeit der gleichen Zeitschrift wieder ein. Und siehe da: nun war die Zeitschrift „wissenschaftlich“ genug, nun wurde sie angenommen.

Als Kostproben eines wissenschaftlich einwandfreien Deutsch werden dann folgende zwei Beispiele gegeben:

„Nach unserer Theorie erscheint die protektive Wirkung des Rindenhormons der Nebenniere auf die Geschlechtscharaktere geknüpft an die Tendenz, das bestehende konstitutionelle Prävalenzverhältnis der Geschlechtsfaktoren zum Teil zu Gunsten des überdeckten latenten Faktors im Sinne eines Dominanzwechsels zu verschieben.“

„Ich fasse zusammen: daß bei der Allergie neben den erogenen Faktoren, den Allergenen, zur Manifestation der gleichwertige endogene Faktor der Personen mit ihrer Disposition und Kondition gehört.“

Dann ein weiteres Beispiel aus einem ganz anderen Gebiet. Eine neue Kirche in Dortmund wird u. a. mit folgenden Worten beschrieben: „Die eigentliche Aufgabe sakraler Aktivierung dieses Formprinzips ist die Materialisation des Transrationalen in der Infarnation des Rationalen.“

**Jetzt wissen wir's.** Nämlich wo in der Schweiz der gewöhnliche Mensch aufhört und „der bessere Herr“ beginnt. Die Grenze liegt, dem demokratischen Wesen der Schweiz entsprechend, ziemlich niedrig, nämlich beim Preise von 2 Fr. und 75 Rp. für ein Gesellschaftsmittagessen im Hotel Rigi-First. Seine Preislifte belehrt uns: wer billiger ist, also für 2 Fr. 50 Rp., für 2 Fr. oder gar nur für 1 Fr. 50 Rp., gehört zu den gewöhnlichen Deutschschweizern und erhält ein deutschsprachiges „Menu“ (immerhin ein Menü!), auf dem so gewöhnliche Sachen stehen wie Erbsensuppe, Bratwurst, Hörnli, Kartoffelsalat. Bei 2 Fr. 50 Rp. bessert es schon ein wenig, dem bessern Stand entsprechend: da gibt es nach der Glädli-suppe bereits Roastbeef braisé und nach dem Kalbsbraten schon Crème Parisienne. Aber ganz fein, nämlich ganz französisch, wird es doch erst von 3 Fr. an: die Suppe ist Potage oder Consommé geworden; was für zweieinhalb Franken noch Schweinscarré hieß, heißt jetzt Carré de Porc rôti; die einfachen Kartoffeln haben sich zu Pommes nature (!) hinauf entwickelt und der Salat zu Salade. Berner Platte oder Speck mit Bohnen gibt es nicht, weil das unter 3 Fr. nicht zu haben ist, aber Plat bernois und Haricots au lard. — Wir danken dem Hotel Rigi-First für diese einfache und doch geistreiche Verbindung der Sprachenfrage mit der sozialen. „Lern' dieses Volk von Wirten kennen, Knabe“!